

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1931

108 (9.5.1931) Wissenschaft und Bildung Nr. 19

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung (Badischer Staatsanzeiger) Nr. 108

Nr. 19

Samstag, den 9. Mai

1931

Der Text der Shakespeare-Dramen

Von Dr. Willi Weils

Seitdem Bessing in jenem berühmten 17. Literaturbrief auf den stammverwandten Shakespeare als das unerreichte Muster hingewiesen hat, ist die Kenntnis und Erkenntnis des großen Briten in Deutschland kaum weniger gepflegt worden als in seinem Mutterlande. Die Zahl der Shakespeare-Aufführungen steht hinter der unserer deutschen Klassiker kaum zurück (1928 wurde Shakespeare 2017 mal auf deutschen und Schweizer Bühnen aufgeführt). Die Forschung hat ihren Mittelpunkt in der Shakespeare-Gesellschaft, und die Schlegel-Tiedtsche Übertragung hat seine Dramen zum Gemeingut des deutschen Volkes gemacht.

Und doch ist die Kenntnis von den Dramen Shakespeares noch recht gering. Denn die Grundlage aller Beschäftigung mit dem Dichter, der Wortlaut seiner Dramen, wirft fast unlösliche Rätsel auf. Für die gedruckten Ausgaben, von denen die Forschung ausgehen muß, fehlt der Ausgangspunkt, der z. B. für jede Goethe-Ausgabe selbstverständlich ist, nämlich die Originalhandschrift oder ein vom Dichter durchgesehener Druck.

Handschriftliche Schriftstücke, deren Echtheit bezeugt ist, sind sehr geringfügig. In der Hauptsache sind es vier Unterschriften: eine unter einem Hauskauf und drei unter seinem Testament. Die vor zwei Jahren im Britischen Museum entdeckten 147 Handschriftenzeilen, die einer Dramenszene entstammen, werden zwar von Sachverständigen als eigenhändige Niederschrift Shakespeares angesehen, doch steht ihre Echtheit nicht einwandfrei fest.

Die erste Grundlage sind die sog. Quartos, d. h. Einzelausgaben von Dramen, die noch zu Lebzeiten des Dichters oder nicht lange nach seinem Tode erschienen sind. Unter dem Namen Shakespeares erschien zum erstenmal „Verlorene Liebesmüh“ (1598). Von 1600 ab tragen alle Dramen des Dichters Namen. Es sind 16 Dramen, von denen das letzte 1622 erschien. Von Shakespeare selbst ist kein einziger Druck herausgegeben. Vielmehr handelt es sich um Nachdrucke, deren Wert durchweg fraglich ist. Vier Quartosausgaben („Seinrich V.“, „Lustige Weiber von Windsor“, „Romeo und Julia“ und „Hamlet“) gelten für durchaus schlecht.

Daß Shakespeare seine Dramen nicht drucken ließ, geht auf zwei Gründe zurück. Nach der Anschauung der Zeit galten Theaterstücke als Literatur zweiten Ranges, die einen Druck nicht verdienten. Der Hauptgrund aber war ohne Zweifel Geschäftsinteresse. Das Stück war für die Bühne geschrieben, und niemand außer den Spielern, die es benutzten, brauchte es zu kennen. War es gedruckt käuflich, dann litt die Zugkraft für das Theater. Zudem gab es kein Urheberrecht; man konnte sich deshalb am besten gegen Nachdruck sichern, indem man das Stück nicht drucken ließ. Wohl hatten einige andere Dichter ihre

Dramen drucken lassen; jedoch glaubten sie, in einer Vorrede diesen ungewöhnlichen Schritt entschuldigen zu müssen.

Sieben Jahre nach Shakespeares Tod erschienen dann seine Dramen gesammelt in der sog. Folioausgabe von 1621. Als Herausgeber zeichnen zwei Schauspieler Heminge und Condell. Eingeleitet wird diese berühmte Ausgabe durch das nicht weniger berühmte poetische Loblied auf den Dichter, das sein Dichterfreund Ben Jonson verfaßt hat.

Diese Ausgabe bringt außer den durch Quartosausgaben bekannten Dichtungen noch sechzehn weitere Dramen. Der anfängliche Glaube, daß die Herausgeber nur echte Handschriften vor sich gehabt hätten, wich bald der Erkenntnis, daß hauptsächlich frühere Einzelbrüche benutzt worden sind. So ist der Wert der Folioausgabe ungleich: bei manchen Werken ist der Text besser als in den Quartos, bei anderen schlechter. „Macbeth“ ist nur in der Folio überliefert, und zwar schlecht. Die Hamletausgabe von 1604 hat 250 Verse mehr als die Folioausgabe, ähnlich der „Near“ 300 Verse. Hat Shakespeare diese Kürzungen vorgenommen? Diese Frage ist nicht zu beantworten. Das Inhaltsverzeichnis dieser Ausgabe zählt 34 Stücke auf. Doch enthält sie 35, und zwar als erstes ohne Seitenzahl „Troilus und Cressida“. Und ein Text, so verwildert, wie nicht seinesgleichen! Halbe und ganze Sätze fehlen, Namen der Schauspieler sind als Personennamen gedruckt, Bühnennamen stehen zwischen dem Text usw. Dreihundert Jahre brauchte dieses Chaos, um sich annähernd zu klären.

Wenn auch für den Wortlaut der übrigen Dramen kein kritischer Vergleich möglich ist, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß eine Menge von ungeklärten und unerklärlichen Stellen vorhanden ist, wo ein Textverderbnis vorliegen kann, wenn auch nicht muß. Shakespeares temperamentvolle Art zu schreiben kann ihn zu Flüchtigkeiten verleiten haben; andererseits aber besteht auch die Möglichkeit, daß eine scheinbare Unklarheit auf die Sprach- und Denkweise einer uns fremden Zeit zurückgeht.

Auf diesem also recht unvollkommenen Wortlaut der Dramen bauen die deutschen Übersetzungen auf. Die Pionierarbeit leistete Wieland, der 22 Dramen in Prosa übertrug (1782-86). Fönlön flügte Göttingen noch die übrigen 14 Dramen hinzu (1775-77). Der unerlöbliche J. S. Böh übertrug mit seinen Söhnen sämtliche Dramen (1810-18). Das Hauptverdienst gebührt der Übersetzung von Schlegel-Tiedt. Trotz vieler Mängel behauptete sie ihren Platz als „deutscher Shakespeare“. Sie setzt sich zusammen aus 17 Dramen, die A. W. von Schlegel übertrug, 13 Dramen in der Übersetzung des Grafen v. Baudissin und acht von Tiedts Tochter Dorothea verdeutschte. Ludwig Tiedt selber übernahm die Rolle eines Veraters und Herausgebers. Der Anteil der einzelnen Übersetzer entspricht auch ihrer Fähigkeit. Schlegel übertrug am genialsten, Dorothea Tiedt am schwächsten. Trotzdem diese Ausgabe, abgesehen von ihren eigenen Mängeln, auf

einem fehlerhaften Text beruht, so ist sie doch die maßgebende geblieben bis heute. Neuere Versuche, wie die Ausgabe der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft von 1867 samt ihrer späteren Verbesserung durch Hermann Konrad fußten auf Schlegel-Tiedt. Auch Gundolf baut auf ihr auf.

Es mutet beinahe mythisch an, wenn bei der doch kurzen Zeit von 300 Jahren kein zuverlässiger Text der Shakespeare-Dramen vorhanden ist. Das Problem der Erstausgaben und der Textverbesserungen gemahnt an ähnliche Aufgaben aus dem Gebiet der klassischen Altertumswissenschaft. Ja, für manchen griechischen oder lateinischen Schriftsteller des Altertums sind wir hinsichtlich der Textgestaltung bedeutend besser gestellt als bei den Dramen des hervorragendsten Dramatikers der Neuzeit: William Shakespeare.

Charakterkunde

Von Curt Amend

Die Charakterologie erobert sich mit jedem Tage ein größeres Terrain. Anfangs ein Tummelplatz des Aberglaubens oder bestenfalls eine Angelegenheit für den einzelnen, hinter die Dinge leuchtenden Forscher, ist die Charakterkunde seit einigen Jahren zu einer Art praktischer Wissenschaft geworden, deren greifbaren Nutzen heutzutage kein Einseitiger mehr bestreitet. Daneben befriedigt die Charakterologie auch heute noch jene mythischen Neigungen, die nun einmal dem Menschen angeboren sind und sich auch im Zeichen der „neuen Sachlichkeit“ keineswegs verflüchtigt haben. Ja, es ist geradezu das Merkmal der Periode, in der wir leben, daß sie in hartem Nebeneinander einem magischen Romantizismus genau so huldigt, wie einem todernt auf das Sachliche blickende Nationalismus. Eine Wissenschaft also, die beiden Tendenzen entgegenkommt, der magischen und der praktischen, muß sich allenthalben durchsetzen, muß allmählich die Aufmerksamkeit aller erzingen. Und es wird nicht mehr lange dauern, bis sich auch die zünftige Wissenschaft mit dieser Aufgabe abfinden und die Charakterologie als Lehrfach der Hochschule akzeptieren wird.

Das wäre schon deshalb sehr zu begrüßen, weil noch so manches auf dem Gebiet der Charakterkunde der sorgfältigen Nachprüfung durch hochschulmäßige Arbeit bedarf. Einmal regiert auf dem Gebiet der Charakterkunde die Empirie, die praktische Erfahrung des einzelnen oder auch — das gläubige Nachsprechen von Behauptungen, die in diesen oder jenen Lehrbüchern zu finden sind.

Zum Gebiet der Charakterologie gehören in erster Linie die Graphologie (Handschriftendeutung), die Chiroplogie (Handlunde) und die Physiognomie (Gesichts- und Schädelkunde). Die Grundlage für alle muß natürlich eine vortreffliche und gründliche psychologische Schulung sein. Nur derjenige, der diese Schulung besitzt und über praktische Menschenkenntnis verfügt, sollte sich ausübend mit Charakterkunde beschäftigen. Ferner darf eine zuverlässige Kenntnis anatomischer Art nicht fehlen. Und, wenn das alles noch ergänzt wird durch die Beherrschung der psychoanaly-

Besinnliche Sabet

Von Fritz Schöber

Besinnliche Fahrt. Es ging im Auto über Neuenstadt mit seiner tausendjährigen Linde und über den Hartwald durchs Jagttal nach Mergentheim. Es ist schön, daß man mit dem Auto rasch vorwärts kommt. Tempo liegt uns Deutschen nun einmal im Blut. Trotzdem ist das Auto ein brutaler Geselle. Wenn es durch Straßen, oder durch Dörfer raft, dann ist der Staub in dieser etwas abgelegenen Gegend eine arge Plage für die Menschen. Ich fordere vom Chauffeur jede mögliche Rücksichtnahme. Die Wohnungen in den anliegenden Häusern können aber gar nicht reingehalten werden. Fußgänger gibt es heute, besonders am Sonntag, nur wenig mehr auf der Landstraße. Immerhin, wenn ein altes Weibchen, ein Vater mit seinen Kindern, oder ein Handwerksbursche des Weges kommt, dann möchte ich die Leutchen am liebsten zur Mitfahrt einladen. Die guten Gedanken setzen sich aber fast immer nicht mit der erforderlichen Geschwindigkeit in die Tat um, zumal der Chauffeur dem steten Halten widerstrebt. Mir schlägt dann aber das Gewissen, ob meiner geringen Menschenfreundlichkeit. Mir schlägt es auch, wenn Kinder unterwegs dem Wagen Blumensträuße zum Verkauf entgegenhalten. Ich bin aber nicht stark genug, sofort den Halt des dahinfahenden Wagens zu veranlassen. Traurig! Freilich, wer geht heute noch auf dem Land? Jüngere Leute radeln fast durchweg, oder sitzen auf dem Motorrad. Besteres eine der größten Scheußlichkeiten, die unsere Zeit hervorgebracht hat. Ich verkenne natürlich die Vorzüge des Autos nicht, aber ich fühle mich nur wohl darin, wenn es bei geschäftlichen Angelegenheiten wirklich darauf ankommt, rasch zur Stelle zu sein. Zum „Bergnügen“ würde ich es schwerlich viel benutzen, weil es mir das Verhältnis zum Mitmenschen zu sehr distanziiert.

Kloster Söntal. Einmal eine Art von Kirchenstaat. Die Grabplatten der beherrschenden Äbte sind an den Wänden des gewaltigen Gotteshauses eingelassen. Man sieht Äbte mit

und ohne Bart. Draußen, unter den Arkaden des Klostershofes, in langer Reihe die Grabdenkmäler derer von Verdingen. Der bekannte Götz ist darunter. In der Kirche besonders schöne Grabdenkmäler eines Edlen von Weinsberg mit seiner Frau. Betrachtet man diesen Gebäudekomplex mit der gewaltigen Kirche, dann hat man eines der vielen Beispiele dafür, was der Feudalismus doch Großes geschaffen hat. Es fühlte sich offenbar auch jeder der geistigen Abtrügnen veranlaßt, ein großes Erbe nicht nur zu erhalten, sondern zu vermehren. Die Pässe waren dafür lebendige Beispiele. Und heute? Die riesige Kirche in ihrem überreichen Schmuck wirkt verlassen. Für die wenigen Leute, welche sich in dieser heute abgelegenen Gegend zum Gottesdienst einfinden, genügt der Chor jenseits des reichen Gitters, das ihn von dem heute ganz leeren Schiff trennt. Der ärmlich geschmückte Marienaltar zeugt in der Umgebung gerade dieses einstigen Reichtums und der Macht, die hinter ihm stand, von der Armut des heutigen Tages.

Ab Söntal bis Mergentheim geht es durch katholisches Land. Nun reißt sich bis Mergentheim Bildstock an Bildstock, Kreuz an Kreuz, aber auch badischer und württembergischer Grenzpfahl stehen in kurzen Abständen eilige Male an der Straße. Mir wird warm ums Herz bei der Befundung des religiösen Sinnes einer Bevölkerung. Der Materialismus mag sich heute zwar überall eingefressen haben, auch in diesen abgelegenen Gegenden. Ich meine aber fast, er könnte nicht überwuchern, wo in meist guten Bildwerken mitten am Weg und auf dem Feld an die Beziehungen zwischen Himmel und Erde immer gemahnt wird. Grüßen doch auch zahlreiche kleine Kapellen am Wege und singen ihr Sursum corda. Empor die Herzen zu Gott!

Auf vielen Stufen hinauf zum hochgelegenen, gotischen Kirchlein von Stuppach. Grünwalds erhabenes Bild der Gottesmutter befindet sich noch in Stuttgart, wo es bekanntlich von Schöden gereinigt worden ist. Nun ist an die Kirche ein besonderer Anbau geschaffen worden, in dem Grünwalds herr-

liche Madonna bald wieder Einzug halten soll. Die Gemeinde ist ziemlich arm. So haben Staat und Kirche eine Lotterie genehmigt, mit der die Kosten für den Anbau bestritten werden sollen.

Mergentheim. Die Stadt war fröhlich besaggt. Weiß-Rot-Schwarz-Weiß. Einige Fahnen in Schwarz-Weiß-Rot und Schwarz-Rot-Gold. Ein kleines Bild deutscher Einigkeit. Wir sehen uns auch in den Mergentheimer Kirchen die Marienaltäre an. Stuppach hatte so reichen Schmuck wie im Vorjahr nicht aufgewiesen. Das ist verständlich, nachdem wir ein so spätes Frühjahr haben. In der Marienkirche wirken weiße und rote Reliquien des Hauptaltars sehr gut. Die Stadtkirche stellt die Marienkönigin sehr schön in ein ganzes Meer von weißen Blüten.

Bezeugten unterwegs die vielen feineren Bräuen über die Jagt — der Teufel hole die eisernen Bräuen — den frommen Sinn des Volkes, indem sie fast durchweg die Figur des heiligen Nepomuk aufwiesen, so tut Mergentheim noch ein Abtrügnis, indem die Bräuenkapelle über die Tauber ein großes Bild des heiligen Christophorus zeigt. Ich muß dabei wieder daran denken, wie reiche Betätigung eine glaubens-treue Zeit den Malern und Bildhauern einmal gegeben hat. Ist es ein Wunder, wenn es damals im Garten der Kunst so reich blühte? Das Bad bzw. seine Gebäude zeigt sich in frischem Gewand. Man muß sagen, daß es ganz erstaunlich ist, was hier energische Männer in verhältnismäßig kurzer Zeit geschaffen haben. Die Räume des Kurhauses sind überaus geschmackvoll und in den Farben fein abgestimmt. Küche und Bedienung verdienen ebenfalls alles Lob. Nur als im Garten beim Kurkonzert der Kaiser Hag nicht in Portionen, sondern nur in Tassen zu haben war und als ein Bündel Kaffeeelöffel vom Kellner in einem Glas mit den Tassen nach oben herumgetragen wurde, meinte meine kritische Freundin: „Wir sind halt in Schwaben!“ Aber Schwaben bzw. Mergentheim ist offenbar auch noch stolz darauf, daß bei einem Kaisermanöver Wilhelm II. im Kurhaus gewohnt hat. Eine Inschrift verkündet dies jedenfalls.

ischen Methode Freuds, dann ist das Nützige ziemlich vollkommen.

Der Nutzen der Charakterkunde ist im heutigen Leben außerordentlich groß. Früher, unter engeren Verhältnissen, konnte man sich untereinander viel besser. Die Möglichkeit, von einem Mitmenschen enttäuscht zu werden, war viel geringer. Und eine persönliche Empfehlung fügte früher auf einer recht genauen Bekanntschaft mit dem Empfänglichen. Bei der heutigen Freizügigkeit, bei dem ständigen Wechsel des Wohnortes, des Berufes und der Stellungen, bei der Ansammlung großer Menschenmassen in den Städten ist es kaum noch möglich, den Mitmenschen gründlich kennenzulernen. Und doch ist das oft so dringend notwendig. Notwendig im Hinblick auf etwaige gemeinsame Unternehmungen geschäftlicher Art, im Hinblick auf Anstellungen, Freundschaften, Verlobungen, Ehesachen, Bürgschaften usw. Es ist klar, daß eine Wissenschaft, die uns instand setzt, den Charakter eines jeden beliebigen Menschen genau kennenzulernen, durchaus zeitgemäß ist und einer besonderen Rechtfertigung bezüglich ihrer Nützlichkeit nicht bedarf.

Selbstverständlich kann auch die Charakterkunde im Stadium ihrer heutigen Entwicklung nicht alle Ansprüche befriedigen. Und der besonnene Charakterologe wird immer wieder darauf hinweisen, daß das Charakterbild, das er entwirft, wohl in den Grundzügen durchaus richtig ist — zumal dann, wenn die Beurteilungsgrundlagen ausreichend waren —, daß aber der Charakter selbst etwas Veränderliches ist, und daß infolgedessen Überwachungen nie ganz ausgeschlossen sind. Die Sicherheit, welche der Charakterologe bieten kann, ist nach dem heutigen Stande unseres Wissens auf diesem Gebiete immer nur eine annähernde. Aber sie wird in fast allen Fällen für das praktische Leben und seine Erfordernisse genügen. Sie wird das Wichtigste im Charakter des Betreffenden klarlegen, sie wird Fingerzeige geben, Warnungstafeln aufrichten, Niemand wird für einen Vertrauensposten jemanden engagieren wollen, der vom Charakterologen als unzuverlässig in Gelddingen bezeichnet wurde. Die Aussicht, sich vor dem Verfall, vor Betrug und Enttäuschungen zu schützen, ist ebenso gestiegen, wie die Möglichkeit, den wahren Wert des Mitmenschen zu erkennen.

Der Zufall hat es gewollt, daß gerade in den letzten Monaten drei Bücher erschienen sind, von denen jedes als Standardwerk des betreffenden Zweigs der Charakterkunde zu gelten hat.

Nach vorne an der Spitze Max Pulvers „Symbolik der Handschrift“ (Verlag Orell Füssli, Zürich). Mir scheint dieses Buch dasjenige zu sein, das bisher am tiefsten in das Wesen der praktischen Graphologie eingedrungen ist. Und zwar war das Max Pulver deshalb möglich, weil er als Arzt die nötigen medizinischen Kenntnisse mitbringt, weil er ein glänzend geschulter Psychologe ist und als erfolgreicher Schriftsteller — von gewissen Eigentümlichkeiten abgesehen — über einen Stil und eine Ausdrucksweise verfügt, die ihn befähigen, auch verborgene Schichten blozulegen. Da sich sein Buch eigentlich nur an den wissenschaftlich gebildeten Menschen wendet, darf man ihm die Fälle von Fremdwörtern wie so manche schwierige Sachbildung verzeihen. Besser wäre es gewesen, wenn sich die Darstellung allenthalben der Schlichtheit und Klarheit befleißigt hätte. Aber es mag schon so sein, daß immer die Darstellung abgründiger, tiefliegender Zusammenhänge auch zu einer gewissen Abgründigkeit des Stils verführt.

Jedenfalls ist dieses Buch von Pulver als ein ganz besonders wertvoller, ja fundamentaler Beitrag zur graphologischen Wissenschaft zu begrüßen. Das Verständnis der Lesart wird durch zahlreiche, sehr gut gewählte Abbildungen von Handschriften erleichtert. Und auch die Gliederung des Stoffes ist dankenswert. Der Wert des Buches besteht vor allem darin, daß Pulver uns wirklich die Symbolik der Handschrift vor Augen führt, uns klarzumachen versucht, warum diese oder jene Schriftzüge dieses oder jenes bedeuten.

Karlsruher Konzerte

„Frühlings- und Wanderlieder“, das war für eine Essentielle Singstunde der Singhülle

die wertvolle Zielrichtung, und ihre ward erfreuliche Erfüllung zuteil. Zwar könnten Bläser und Premierenentger leicht eine solche Veranstaltung über die Achsel ansetzen, wohl auch meinen, weil dabei der Ruf zu singen nicht an einzelne besonders Interessierte, sondern an alle ergeht, so sei das eine ganz unkünstlerische Sache. Doch dem ist nicht so; es scheint sich im Gegenteil um einen viel wichtigeren Faktor in unserem öffentlichen Musikleben zu handeln, als bei manchen groß aufgemachten Solistenkonzerten, und wer die Aufmerksamkeit des Publikums mitbeobachtet hat, das ganz einfach um des Musikers willen und keineswegs eitlem Podiumstücken zuliebe gekommen war, wird in dieser Art, wenn auch vorerst recht primitiven Beteiligung allerdings noch kein Mittel für den komplizierten Krankheitsfall des Gegenwartsmusikens, immerhin jedoch einen sehr hoffnungsvollen Weg erblicken müssen. Bekannt ist überdies, daß ihn vor Jahren als erster Fritz Röde im Freundeskreis seiner Musikantengilde beschritten hat, bekannt ist außerdem, daß inzwischen seinen Leitgedanken, Singen ströme aus Gemeinschaftsgefühl und sei deshalb vor allem geeignet, selbst eine aus verschiedensten Alters- und Bildungsschichten bunt zusammengeführte freiwillige Singeschar dahingehend wieder zu vereinen, nicht die schlechtesten Bedingungen schon da und dort erfolgreich ausgeführt haben. Trotzdem ist es zweifellos ein Verdienst von Gustav Eghorn, dem Leiter der der Badischen Musikhochschule angeschlossenen Singklassen, nun auch hier dieser Volksmusikbewegung den Boden bereitet zu haben. Ja, gerade hier vor sonst ein bißchen schwerfälligen Konzertbesuchern war es erlaublich, wie sie im „Handumdrehen“ sich zu willigen, feuererfrigten Schülern wandelten und sich in der Schulstübchenatmosphäre allmählich recht wohl fühlten. Täglich unterstützt und aufgemuntert wurden sie freilich auch vom Singchor und von den Spielern, die nicht müde wurden, ihnen die alten, unter dem schönen Motto „Frühlingsfahrt in Liedern“ bereiten Melodien vorzumusizieren, und die — ein nicht alltägliches Anblick — ihren Gästen herzlich zu lächelten, als diese eine Singprobe besonders gut bestanden hatten. Solche Musikgemeinschaft ist in der Tat etwas Herliches, und wenn uns nächstem einmal gezeigt werden sollte, daß das nicht bloß ein mittelalterlicher Begriff ist, son-

nicht minder wichtig ist das im Verlag Gebr. Enoch, Hamburg erschienene zweibändige Werk von Marianne Raschig, „Hand und Persönlichkeit, Einführung in das System der Handlehre“. Die Verfasserin betreibt die Kunst der Chirolgie, die Kunst der Deutung von Handformen und Handlinien, seit 30 Jahren. Sie hat mit unendlicher Sorgfalt ein großes Material gesammelt. Und der eine Band ihres Werkes enthält nichts anderes, als die meist recht guten Reproduktionen von Abbildungen der inneren Handfläche mit allen ihren Linien. In der Hauptsache sind es bedeutende und bekannte Persönlichkeiten unserer Zeit, die uns vorgeführt werden. Es wird uns hier also ein Anschauungsmaterial dargeboten, wie es besser und reichhaltiger kaum zu denken ist. Der zweite Band beschränkt sich auf die verhältnismäßig knappe Darstellung dessen, was die einzelnen Linien, Zeichen und Formen der Hand bedeuten, unter ständiger Zurückgriffen auf das abgedruckte Anschauungsmaterial selbst.

Auch hier auf dem Gebiete der Chirolgie ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Zweifellos sind manche Punkte noch nicht ganz geklärt, so z. B. alles, was sich auf den „locus matrimonialis“ bezieht, also auf die Stelle, die uns über Ehe und Kinderlegen Auskunft geben soll. Und stets wird in der Chirolgie die Kunst der feinsten Konklusion und Kombination mit das Wichtigste bleiben. Eine Taffache, die auch von Marianne Raschig mit allem Nachdruck betont wird. Aber daß die Chirolgie auch heute bereits in charakterologischer Beziehung und, wie auch die Graphologie und Physiognomie, in medizinischer Hinsicht bedeutsame Aufschlüsse und Winke zu geben vermag, kann nicht mehr bezweifelt werden.

Und nun zum Schluß das Buch „Typen“, von Friedr. Märker (Verlag Eug. Rentsch, Zürich-Gelsenbach). Es ist der Phrenologie und Physiognomie gewidmet, also einer charakterkundlichen Wissenschaft, die die Formen des Schädels und des Gesichts zum Objekt hat. Was der Autor uns zu sagen weiß, ist in den meisten Fällen durchaus überzeugend und unter allen Umständen wichtig genug, um den Wert der Physiognomie auch dem Laien zu beweisen. Auch hier unterstützen zahlreiche Abbildungen die Wirksamkeit der Lesart. Und, um das Ganze noch besser zu illustrieren, hat Friedrich Märker noch einen zweiten Band herausgegeben, der unter dem Titel „Autokraten und Demokraten“, Charakterologische Bildnisse, die Köpfe und Gesichter berühmter Männer der Geschichte nach den Grundzügen der Phrenologie und Physiognomie untersucht. Man kann sich kaum eine spannendere Lesart denken, als die dieses Bandes.

Zu wünschen wäre auch hier, daß die Darstellung stellenweise noch klarer und in ihrer Terminologie noch sicherer wäre. Aber der Wert des Ganzen wird dadurch kaum beeinträchtigt. Wir haben hier jedenfalls das bisher beste Lehrbuch der Physiognomie vor uns. Und es wird sicherlich, wie kaum ein zweites, dazu beitragen, das Interesse auch für diese Wissenschaft zu wecken und zu fördern.

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Ein neuer Dampfomnibus

Lange, bevor das Benzinautomobil erfunden war, gab es bereits Dampfkraftwagen. Ihre Heimat ist, wie die der Lokomotive, England, und hier haben sie sich auch für manche Spezialzwecke bis auf den heutigen Tag zu erhalten vermocht. Ja, es hat sogar den Anschein, als ob die Beliebtheit des Dampfkraftwagens in letzter Zeit eher zu- als abnimmt, denn fortwährend erscheinen neue Konstruktionen auf dem Markt, für die sich offenbar auch stets bereitwillige Abnehmer finden. Das Neueste auf diesem Gebiet ist ein jüngst von der Delling Motor Co. herausgebrachter Dampfomnibus für 30 Passagiere, der

in vieler Hinsicht recht beachtenswerte Konstruktionsmerkmale aufweist.

Zum Betrieb wird natürlich nicht Kohle, sondern Öl verwendet, das erstens eine sehr kurze Anheizzeit ergibt, und zweitens die Zylinder sicher vor Rauch- und Geruchbelästigungen bewahrt. Der Kessel selbst ist im Vorderende des Wagens unter einer Art Motorhaube untergebracht, so daß sich das neue Fahrzeug äußerlich kaum von einem normalen Benzinomnibus unterscheidet. Um einen möglichst guten Wirkungsgrad und damit einen niedrigen Brennstoffverbrauch zu erzielen, arbeitet der Kessel mit sehr hohem Druck (60 Atmosphären), was die Verwendung ausgezeichneter Materialien und sorgfältigste Verarbeitung voraussetzt. Auch das Geißel wird unter Druck den einzelnen Brennern zugeführt, und ergibt dadurch eine vollkommen rauch- und rußfreie Flamme. Der erzeugte Dampf dient zum Betrieb einer dreizylinderigen Kolbendampfmaschine, die in der Mitte zwischen Vorder- und Hinterachse am Rahmen befestigt ist und unmittelbar auf die Hinterräder arbeitet. Die Regelung der Tourenzahl und damit der Geschwindigkeit des Wagens erfolgt durch einen vom Fahrer bedienten Fußhebel — ähnlich wie der „Accelerator“ im Benzinomnibus. Eine Kupplung und ein Wechselgetriebe sind dagegen nicht vorhanden, da die außerordentliche Elastizität der Dampfmaschine (sehr im Gegensatz zum Benzinmotor!) das Anfahren und die Überwindung aller praktisch vorkommenden Steigungen ohne weiteres im direkten Gang ermöglicht. Die normale Höchstgeschwindigkeit des Wagens beträgt 64 Kilometerstunden, sie kann jedoch vorübergehend bis auf 80 Kilometerstunden gesteigert werden. Der Auspuffdampf wird in zwei Kondensatoren niedergeschlagen und wieder in den Kessel zurückgepumpt, so daß während der Fahrt nur ein ganz geringer Wasserverbrauch eintritt. — Alles in allem haben wir es hier mit einer sehr interessanten Neuentdeckung zu tun, auf deren Verwendung im praktischen Betrieb man gespannt sein darf.

Neues vom Papier

Vor kurzer Zeit berichtete ein Deutscher über seine Erfindung, feuerfestes Papier herzustellen. Soeben kommt aus Frankreich die Nachricht, daß es gelungen ist, ein wasserfestes Papier zu gewinnen. Und zwar soll der Herr, welcher bei der Herstellung des Papiers allgemein Verwendung findet, nur durch den Zusatz bestimmter Kohlenwasserstoffe dem Papier die Eigenschaften geben, kein Wasser anzuziehen, so daß es auch zum Verpacken von wasseranziehenden Substanzen benutzt werden kann. Das Merkmale berichtet aber die J.C.S.-Garten, nämlich, daß sie ein sogenanntes „Sicherheitspapier“ herzustellen vermag, auf dem die Spuren des Radierens mit keinem Mittel beseitigt werden können. Wenn man erfährt, wie einfach im Grunde genommen die Herstellung ist, muß man sich wundern, daß diese Methode noch nicht eher Aufnahme in die Papierfabrikation gefunden hat. Das Papier wird nämlich bei der Herstellung mit einem ganz feinen, mikroskopisch dünnen Farbbübergang versehen. Das Innere des Papiers, also gewissermaßen der Kern, hat eine andere Farbe als der Überzug. Entfernt man nun mit Hilfe eines Werkzeuges oder einer chemischen Lösung diese dünne Oberfläche, also durch Radieren, so kommt der anders gefärbte Kern deutlich zum Vorschein. Die Beschädigung der dünnen Farbschicht ist unvermeidbar und somit die Fälschung augenfällig. Allerdings bleibt dabei zu überlegen, ob die chemischen Verbindungen, welche zwischen Papier und Linie eingegangen werden, auch bei diesem Sicherheitspapier stattfinden, und ob die auf diesem Sicherheitspapier geschriebenen Urkunden auch wirklich so dauerhaft sind, wie es das Gesetz verlangt.

dem daß wir sie auch bei Originalwerken zeitgenössischer Tonseher erleben können, dann wird uns die Arbeit der Singhülle doppelt willkommen sein!

Unter den weiblichen Pianisten ist

Elly Ney

immer noch die einzige Frau, der es ohne die gefährliche Klippe, je ins Empfindsame abzuweichen, gelingt, sogar einen Beethoven in voller reproduktiver Größe zu spielen zu lassen. Es ist vielfach schon so, daß diese qualifizierte Beethoven-Spielerin mitunter das Lyrische in Dingen des Anschlags, der Dynamik und Rhythmus mehr zurücktreten läßt, als es eigentlich dem Umkreis der Musik zuträglich sei. So blieb z. B. die langjährige Wirkung der Adagio sostenuto-Einleitung zum Cis-Moll-Werke (op. 27, Nr. 2) erheblich jener romantischen Sphäre fern, auf die sich die dem Programm beigebrachte populäre Bezeichnung „Mondschein-Sonate“ in erster Linie gründet. Ebenso wurde aber auch in den zu Anfang gespielten entzückenden F-Dur-Variationen oder beim Andante favori das intime Anmutige zugunsten einer geradezu männlichen Gewichtigkeit zurückgestellt, wie sie eigentlich nur dem großsonatigen Opus 111 (C-Moll) und später auch der Appassionata wohl anstand. Gegenüber der ausdrucksfähig sehr vertieften Veltigung, die allen Schöpfungen dieses ausschließlichen Beethoven-Programmes widerfuhr, wollen in dessen die gemachten Bemerkungen nur die getraufte Energie, den ausgeprägten maskulinen Zug des Abends bekräftigen, der uns jedenfalls ob seiner bewußten Kernigkeit weit wertvoller dünkte, als eine vermeintliche in ihrer bezaubernden Sentimentalität und in ihrem Gefühlsüberschwang nachgerade alltagsgewohnte Wiebergabe. G. Sch.

Gerecht und Presse

Vortrag im Verein Karlsruher Presse

In einem vom Verein Karlsruher Presse gemeinsam mit der Bezirksgruppe Karlsruhe des Landesverbandes der badischen Presse am vergangenen Mittwoch veranstalteten Vortragsabend sprach Staatsanwalt Dr. Hab über das aktuelle Thema „Gerecht und Presse“. Der Abend, dem auch zahlreiche Herren der Justiz und der Anwaltschaft, darunter Oberlandesgerichtspräsident Buhengeiger, Generalstaatsanwalt Dr. Osmer und Oberstaatsanwalt Dr. Heinsheimer anwohnten, gestaltete sich trotz der im Vorfeld des Vortrags angekündigten Anwesenheit

auch durch die anschließende rege Ansprache außerordentlich interessant.

Vom Vorsitzenden des Vereins Karlsruher Presse, Mediziner Binder, begrüßt, dankte Staatsanwalt Dr. Hab zunächst dafür, daß ihm Gelegenheit gegeben sei, in diesem sachverständigen Kreise das in den letzten Jahren mehr und mehr in den Vordergrund des Interesses getretene Thema „Gerecht und Presse“ zu besprechen und entwickle dann in breitem Rahmen die Grundzüge des nahen Verhältnisses zwischen der Justiz und der Gerichtsberichterstattung. Der Grundgedanke der öffentlichen Gerichtsberichterstattung sei heute eine Selbstverständlichkeit geworden, und aus dem Rechtsleben nicht mehr wegzudenken. Während die Gerichtsbezirke früher nur ein Spiegelbild der Verhandlung darstellten, werde heute der subjektive Auffassung und der zeitlichen Stellungnahme mehr Raum gegeben, wodurch diesem Teil des Journalismus wesentlich erhöhte Bedeutung geworden sei. Ein guter Gerichtsbericht setze nicht nur Takt und Verantwortungsgeschäft, sondern auch ein großes Wissen um die Dinge des Lebens voraus, die sich gerade in der öffentlichen Berichterstattung oft in der prägnantesten Weise zeigen. Dann ihrer fuggelichen Macht sei die Zeitung über den Rahmen der ihr ursprünglich gesteckten Aufgaben hinaus zum Bildner des bestehenden Rechts und zum Ränder des kommenden geworden. Ihre Kritik dürfe unbedenklich, aber nicht schrankenlos sein. Gefahrenmomente, die in dem Öffentlichkeitsprinzip des modernen Rechts bestehen, ließen sich durch ein verständnisvolles Zusammenarbeiten zwischen Gericht und Presse wesentlich mildern, so daß die Presse bei richtiger Erfassung ihrer Aufgaben vom Helfer und Förderer der Justiz zu werden vermöge. Medner verbreitete sich an Hand von Beispielen über die auf diesem Gebiete gegebenen Möglichkeiten, sprach weiterhin über die allgemeine Kulturkrise und die Stellung des Richters in dieser Krise und schloß mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß gemeinsame Arbeit im Dienste am Recht zu einer Überwindung der gegebenen Schwierigkeiten führen werde.

Der außerordentlich starke Beifall, der dem Referenten gezollt wurde, bewies die volle Zustimmung der Anwesenden zu den feinsinnigen Darlegungen. Auch die sich anschließende rege Ansprache beendete den Willen der Vertreter von Gericht und Presse, sich durch möglichst intensive persönliche Zuhilfenahme näher zu kommen und in verständnisvollem Zusammenarbeiten dem Staate und der Allgemeinheit zu dienen. E. S.